SARAH DUNANT

Der PALAST der BORGIA

Roman

Leseprobe

ROM im August, es ist das Jahr 1492. Schon am frühen Morgen ächzt die Stadt unter der Gluthitze des Sommers. Der Lärm in der engen Gasse unter ihrem Fenster lässt Lucrezia aus dem Schlaf fahren. Kann es wahr sein, was der Bote schreit? Ihr Vater, Rodrigo Borgia, der neue Papst? Die Nachricht stellt Lucrezias Leben und das ihrer drei Brüder auf den Kopf: Plötzlich sind sie die mächtigste Familie der Stadt, und das zwölfjährige Mädchen muss in Windeseile erwachsen werden. Denn ihr ehrgeiziger Vater weiß nur zu genau, dass die Hand seiner Tochter mehr wert ist als alle italienischen Ländereien zusammen, und dann ist da noch ihr Bruder Cesare, der seine schöne Schwester etwas zu sehr liebt …

Mit Meisterhand öffnet Sarah Dunant die kupferbeschlagenen Türen des Palastes der Borgia, schlägt die schweren Brokatvorhänge beiseite und zeichnet den Aufstieg einer Familie in einer schillernd-verhängnisvollen Welt der Intrigen, Lust und Habgier.

SARAH DUNANT

Der PALAST der BORGIA

Roman

LESEPROBE

»HABEMUS PAPAM!« »WIR HABEN EINEN PAPST!«

Die Gestalt am Fenster des Vatikanpalasts verstummt und atmet tief die frische Nachtluft ein. Da tritt eine zweite Gestalt hinzu, die Arme ausgestreckt, die Hände zu Fäusten geballt wie ein Zauberkünstler, der mit großer Geste eines seiner Kunststücke vorführt. Seine Hände öffnen sich, und eine Menge Papierschnipsel stieben wie Schneeflocken durch die Luft. Sie flattern hinunter auf den Platz im Licht der Morgendämmerung, einige geraten in die Flammen der Fackeln und taumeln dahin wie betrunkene Glühwürmchen. So ein theatralischer Auftritt nach einer Papstwahl ist noch nie dagewesen. Die Leute unten springen hoch, um die fliegenden Zettelchen zu erhaschen, sie balgen sich darum. Einige können lesen, was darauf geschrieben steht, die anderen hören es:

»... Rodrigo Borgia, Kardinal von Valencia, ist gewählt worden, Papst Alexander VI.«

»Bor-gia! Bor-gia!«

Botenläufer sind bereits in der ganzen Stadt unterwegs. Von der Engelsbrücke aus fährt ein Kahn flussabwärts zum Ponte Sisto und zur Insel. Die Männer an den Rudern rufen unterwegs den Leuten an den Ufern die Nachricht zu. Andere Boten eilen über die Brücke und dann weiter nach Osten in das Viertel, wo die Bankiers und Geldwechsler ihre Lokale mit Brettern und Läden gegen gewalttätige Übergriffe gesichert haben, und nach Süden in den dicht besiedelten Stadtteil, der sich in den großen Bogen des Tiber schmiegt und wo Arme und Reiche, oft nur durch Gassen oder offene Abwasserrinnen voneinander getrennt, nebeneinander wohnen.

»ALEXANDER.«

In einem Schlafzimmer im ersten Stock eines Palasts auf dem Monte Giordano wird eine junge Frau vom Krakeelen Betrunkener auf der Straße aufgeweckt. Sie wälzt sich auf die andere Seite und beugt sich, auf den Ellbogen gestützt, über ihre Bettgenossin, die noch schläft, einen wohlgeformten Arm auf der Bettdecke. Sie hat dichte Wimpern und einen blassen, flaumigen Teint, die schwellenden zarten Lippen stehen etwas offen.

»Giulia?«

»Hmmm?«

Normalerweise schlafen die zwei jungen Schönheiten in ihren eigenen Betten, aber da in diesen Tagen die Nerven aller besonders angespannt sind, hat man ihnen erlaubt, einander Gesellschaft zu leisten und sich mit Scherzen über Räuberbanden und rettende Kavaliere Mut zu machen, wenn das Geschrei von randalierenden Horden von draußen hereindrang.

»BORGIA ... HABEMUS BORGIA.«

»Giulia! Wach auf. Hörst du das?«

Sie sitzt jetzt aufrecht im Bett und streift die innen eingeölten Nachthandschuhe ab, die sie tragen muss, damit ihre Hände schön weiß aussehen. »Hörst du, was die schreien?«

»BORGIA, ALEXANDER.«

»Aaaah.« Und jetzt springen und krabbeln sie aus dem Bett, beide gleichzeitig und so hektisch, dass sie einander ins Gehege kommen und die Haarnetze ihnen von den Köpfen rutschen und die ganze schwere Fülle ihrer Haare sich über ihre Schultern ergießt. Sie stürzen zum Fenster, so aufgeregt sind sie, dass sie kaum Luft bekommen. Lucrezia zerrt an dem Riegel der Läden, obwohl es streng verboten ist, sie zu öffnen. Endlich gehen die großen Läden auf, und bleiches Morgenlicht flutet ins Zimmer. Die

Mädchen strecken die Köpfe durchs Fenster, zucken aber gleich wieder zurück, als einer der Männer auf der Straße zu ihnen hochschaut und etwas schreit. Nervös kichernd ziehen sie die Läden schnell wieder zu.

»Lucrezia! Giulia!« Die Stimme ihrer Tante tönt so weit wie eine Trompete.

Sie steht am Fuß der großen Steintreppe, die in einem eleganten Bogen nach oben führt. Sie hat die Hände auf die molligen Hüften gestützt, ihr feistes Gesicht ist gerötet, die kleinen, dunklen Äuglein unter den schwarzen, buschigen Brauen funkeln: Tante, Witwe, Mutter, Schwiegermutter und Cousine Adriana de Mila, Spanierin von Geburt, durch Heirat Römerin geworden, aber zuerst und zuletzt und vor allem eine Borgia.

»Ihr sollt doch die Läden nicht öffnen! Wollt ihr noch mehr Gesindel anlocken? Wenn ihr schon so munter seid, kommt ihr am besten runter.«

Sie hört Gelächter und schwatzende Stimmen, erst von dem Schlafzimmer her, dann vom Treppenabsatz.

Ein Fremder könnte die zwei jungen Frauen für Schwestern halten, denn obwohl die ältere in ihrer überwältigenden erwachsenen Schönheit einer ganz anderen Klasse angehört als ihre Gefährtin, die einer noch geschlossenen Knospe gleicht, spricht aus ihrem Umgang miteinander doch eine Kameradschaft und Vertrautheit, die mehr auf Verwandtschaft als auf Freundschaft hindeutet.

»Borgia! Valencia! Das haben die Leute gerufen. Ist es wahr, Tante?«

Lucrezia nimmt die letzten Stufen mit solchem Schwung, dass sie beinahe ihre Tante umrennt, die unten an der Treppe steht. Als Kind hat sie immer ihren Vater so begrüßt; sie flog ihm geradezu in die Arme, und er fing sie auf, wobei er jedes Mal so tat, als hätte er Mühe, festen Stand zu behalten. »Er ist gewählt worden, ja? Er hat gewonnen?«

»Ja, durch Gottes Gnade ist dein Vater Papst geworden. Alexander VI. Aber das ist noch lange kein Grund, halb bekleidet durchs Haus zu laufen wie eine Kurtisane mit schlechten Manieren. Wo sind deine Handschuhe? Und was ist mit dem Morgengebet? Ihr solltet auf den Knien unserem Herrn Jesus Christus danken, dass er unsere Familie so zu Ehren bringt.«

Aber die Antwort darauf ist nur noch mehr Gelächter, und Adriana, die, obwohl sie längst eine gestandene Frau im Matronenalter ist, sich etwas von ihrem kindlichen Wesen bewahrt hat, kann nicht länger widerstehen. Sie drückt das Mädchen fest an sich, dann hält sie sie auf Armeslänge und streicht ihr das rötlich blonde Haar zurück, das nicht so dicht und golden ist wie das von Giulia, aber doch immer noch spektakulär genug in einer Stadt, in der die Schönheiten alle schwarzhaarig sind.

»Oh, schau dich an. Die Tochter eines Papstes.« Und jetzt kommen ihr doch fast die Tränen.

***

Ändert die Sünde ihr Wesen, je nachdem, wer sie begeht? Seit sie im Konvent bei den Nonnen war, denkt Lucrezia mehr über solche Dinge nach. Vorher war sie ein Kind, das alles einfach so hinnahm, was um es herum geschah. Sie erinnert sich kaum an ihre Mutter – allenfalls an einen warmen Körper und ein freundliches Lächeln –, aber ihren Vater hat sie immer schon angebetet: Ein großer Mann, der Gott diente und deswegen manchmal bei ihnen war und manchmal nicht. Das schien ihr ganz normal. Wenn Cesare seinen Lehrern mit eisiger Miene Unverschämtheiten ins Gesicht sagte, wenn Juan durchs Haus lief und jeden anbrüllte, der es wagte, ihm zu widersprechen, dachte sie, das sei das normale Benehmen von Jungen. Sie selbst lernte früh, dass sie mit Charme und Freundlichkeit alles erreichen konnte. Das kostete sie nicht viel Anstrengung, denn abgesehen davon, dass sie das meiste, was sie gerne wollte, ohnehin bekam oder bereits hatte, entsprach es auch ihrem Naturell, ein heiteres Gesicht zu machen und kein finsteres.

»Komm, lass deine Sonne für mich aufgehen«, sagte ihr Vater oft zu ihr, wenn er ermüdet von den Pflichten, die Gott ihm auferlegte, nach Hause kam. Und natürlich schenkte sie ihm dann ein strahlendes Lächeln.

Mit Cesare war es ganz anders gewesen. Das war noch

bevor er zum Studium nach Perugia ging, und schon damals herrschte zwischen ihm und Juan bitterste Rivalität. Cesare provozierte seinen Bruder mit wenigen klug gewählten Worten, und Juan reagierte mit den Fäusten – ein Kampf, bei dem der Jüngere nur verlieren konnte. Gewöhnlich kümmerte sich Adriana dann um Juan, eine Mischung aus Trost und Bestechung, pflegte seinen verletzten Stolz und seine Schrammen. Obwohl Cesare immer triumphierte, hielt er länger an seinem Groll fest, als steckte der Ärger wie ein Dorn in seinem Fleisch und vergiftete sein Blut. Sie ging dann zu ihm, hielt schweigend seine Hand und wartete geduldig wie ein treuer Hund, bis er so weit war, dass er sie zur Kenntnis nahm.

»Ich glaube, in dir ist eine besondere Alchimie am Werk, Crezia«, sagte er einmal, als sie ihm wieder ein Lächeln entlockt hatte. »Wo andere Gift haben, hast du Balsam.«

Derzeit allerdings spürt sie weniger Balsam in sich und mehr quälenden Zweifel. Vor kurzem hat sie zum ersten Mal geblutet, und ihre Gefühlsschwankungen sind heftig, sie überkommen sie wie Gewitter: ein plötzlicher Ärger, Ungeduld mit dem Lauf der Welt, Tränen ohne Grund. Selbst ihre Haut, früher seidenglatt, scheint von einem inneren Druck geplagt zu sein und macht ihm in eitrigen Pickeln Luft. Adriana verfolgt sie mit ihren Salben und bitter schmeckenden Heiltränken. Es geht vor-

bei, sagt sie. Es geht vorbei. Das weiß ich selbst, denkt Lucrezia, der dieses tröstende Zureden auf die Nerven geht. Warum behandeln alle sie wie ein kleines Kind?

In dem Konvent waren lauter Töchter der mächtigsten Familien Roms, alle reich, viele bereits verlobt. Sie tauschten heimlich eingeschmuggelte Süßigkeiten oder Flitterkram, flüsterten und kicherten nachts im Schlafsaal miteinander und erzählten sich gegenseitig Geschichten von Liebe und Skandalen. Natürlich kam es vor, dass der Klatsch bösartig wurde – das ist unter jungen Mädchen gar nicht zu verhindern –, und so bemerkte Lucrezia, dass mit dem Haushalt ihres Vaters etwas nicht stimmte, ja dass ihre Geburt mit dem Makel der Sünde behaftet war.

Im Haus ist es still. Sie ist hellwach. Es ist kurz vor Tagesanbruch, sie spürt es in der Luft. Ihr gehen alle möglichen lästigen Gedanken durch den Kopf – vielleicht sollte sie näher bei Gott sein, wenn sie sich an ihn wendet. Sie schlüpft aus dem Bett, zündet eine Kerze an, und dann wagt sie sich hinaus auf den dunklen Gang und zur Treppe.

Tief in Gedanken versunken geht Alexander auf seinem Weg zurück zum Vatikanspalast durch die kleine Hauskapelle und erblickt in dem Dunkel vor dem Altar eine gespenstische Gestalt, die zu schweben scheint. Er, der noch nie ein lebendes Wesen gesehen hat, das nicht aus

Fleisch und Blut war, spürt, wie sich sein Magen zusammenkrampft vor Furcht angesichts der Erscheinung, die ihn, der gerade ohne alle Gewissensbisse mit der Frau eines anderen geschlafen hat, heimsucht.

Die Gestalt dreht sich um.

»Lucrezia!«

»Papa! Du hast mich erschreckt.«

»Was machst du hier, Kind?«

»Ah – ich ... ich bete.«

Er lacht erleichtert. Er hätte es wissen müssen. Seit Jahren ist Lucrezia das einzige seiner Kinder, dem es einfallen kann, aus eigenem Antrieb eine Kirche aufzusuchen. Sie steht auf, und er tritt vor sie, nimmt ihr Gesicht zwischen seine Hände und betrachtet es im schwachen Licht. Ihre Haut ist feucht, und die kleinen Schatten unter den Augen weisen voraus auf die Erwachsene, die sie bald sein wird, wenn auch das zarte Doppelkinn noch da ist, das ihn an das Baby, das ihn so entzückt hat, erinnert.

»Es ist noch ganz dunkel, carissima. Hast du schlecht geschlafen?«

»Im Konvent sind wir immer so früh aufgestanden, Papa. Ich bin aufgewacht ... ich bin eben früh aufgewacht heute. Und ich ... ich musste mit jemandem sprechen.« Sie wirft einen Blick auf die Christusfigur.

»Ah. Vielleicht willst du ja mit deinem Papst vorliebnehmen?«

Sie lächelt, und sie setzen sich nebeneinander auf die Bank. Eine Weile blicken sie schweigend auf den Altar, den ausgemergelten Körper des Gekreuzigten, der den Kopf in Todesqual hängen lässt. Kardinal Zeno, der den Palast erbauen ließ, ist ein Kunstkenner, und dieser Christus, den er eigens für seine Kapelle anfertigen ließ, ist in jedem Detail so vollkommen gearbeitet, dass er wie ein Mensch aus Fleisch und Blut aussieht. An der Seite steht eine ältere geschnitzte Maria in einem faltenreichen Gewand. Holzwurmlöcher verunstalten ihre rosigen Wangen. Er muss jemanden kommen lassen, der sich darum kümmert, denkt der Papst. Es sieht ja aus, als wäre Unsere Liebe Frau pockennarbig.

»Wie geht es Giulia?«

»Gut ... es geht ihr gut.« Die Schwangerschaft ist noch ein Geheimnis. Jedenfalls glaubt er das. »Ich hatte gestern viel zu tun. Du warst schon im Bett, als ich kam.«

Sie nickt, als wollte sie sagen, dass er das nicht zu erklären brauche.

»Nun, erzähl mir, was dich bedrückt. Eigentlich sollte man denken, du müsstest eines der glücklichsten Mädchen in der ganzen Christenheit sein.«

»Ja, das weiß ich, Papa. Jeden Tag danke ich Gott in meinen Gebeten dafür. Aber ...« Sie holt tief Luft. Da Gott es so gefügt hat, dass sie einander hier in der Kapelle trafen, ist es sicher Sein Wille, dass sie darüber sprechen. »Nun ja, ich denke über meinen Ehemann nach.«

»Deinen Ehemann!« Er schüttelt den Kopf. »Und über was genau denkst du nach?«

Sie wirft ihm einen verunsicherten Blick zu.

Er drückt ihren Arm. »Komm, sag es mir. Ich bin dein Vater und liebe dich über alles.«

»Ich habe mich gefragt, ob es einer aus Mailand oder aus Neapel sein wird.«

»Mailand? Neapel? Wie kommst du darauf?«

»Ach, Papa, die Leute reden eben. Ich weiß, dass wir ... dass jetzt, wo du Papst bist, alles anders ist. Wir sind mit den Sforza verbündet, nicht? Weil sie dir irgendwie geholfen haben. Und damit ein Bündnis besser hält, muss man es mit einer Heirat besiegeln. Aber Adriana sagt – nicht zu mir, aber ich habe zugehört, als sie mit anderen darüber geredet hat –, dass Mailand und Neapel miteinander im Streit liegen, und darum dachte ich, du musst darauf achten, dass zwischen den beiden ein Gleichgewicht herrscht, weswegen Neapel auch einen Verbündeten braucht ...«

»Kind, Kind.« Alexander drückt lächelnd ihre Hand. »Du bist wirklich zu talentiert, um immer nur zu lesen und Handarbeiten zu machen, Madonna Lucrezia. Du solltest im Konsistorium des Papstes sitzen. Du verstehst mehr von den Dingen als die meisten Kardinäle.«

»Das stimmt leider nicht«, sagt sie mit vorwurfsvollem Unterton. »Viele Leute verstehen mehr davon als ich – mir sagt ja niemand etwas. Vor zwei Tagen hat Tante

Adriana einen Boten des Grafen von Aversa abgewiesen. Ich habe es nur mitbekommen, weil der Mann so lautstark protestiert hat, dass man es im ganzen Haus hören konnte. Sie sagte, du hast es angeordnet.«

»Was hat sie sonst noch gesagt?« Er bemüht sich darum, sich seine Erheiterung nicht anmerken zu lassen.

»Nichts. Aber wir haben viel Besuch in der letzten Zeit.«

Und sie alle bringen eine Menge Klatsch mit. Manchmal denkt er, ganz Rom hat keine andere Beschäftigung, als immer nur zu tuscheln und zu horchen. Zwar florieren die Bankhäuser und Gerbereien, aber die eigentliche Triebkraft der Wirtschaft hier ist das Geschwätz. Kein Wunder, dass die Stadt nicht reich wird, so wie Venedig oder Florenz.

»Die Leute machen uns ihre Aufwartung, weil sie von dir etwas wollen. Vor ein paar Wochen war der Prinz von Ferrara hier. Alfonso d'Este. Sein Vater möchte gerne, dass du seinen jüngeren Sohn zum Kardinal ernennst. Hast du das gewusst? Wir haben seine Geschenke angenommen, aber nichts versprochen. Tante Adriana achtet darauf, dass es streng korrekt zugeht. Sie macht das ausgezeichnet, Papa. Sie kann es viel besser als Giulia oder ich.«

»Es überrascht mich, dass der junge Alfonso nicht um deine Hand angehalten hat, wo er doch schon mal da war.«

»Bist du verärgert, Papa?«

»Nein, nein, Kind. Ich war nur mit meinen Gedanken woanders.«

»Es tut mir leid, wenn ich dir Umstände mache«, sagt sie und sieht ihn ernst an. »Aber ich finde, wenn ich alt genug zum Heiraten bin, bin ich auch alt genug, um Bescheid wissen zu dürfen.«

Er fasst ihre Hand, die weiß ist wie Taubenfedern. In Spanien, wo die Sonne sengend heiß vom Himmel brennt, schätzt man weiße Hände über alles. In Valencia wären sie hingerissen vor Bewunderung. Aber er will nicht, dass Lucrezia fortgeht, er braucht sie hier.

»Also gut«, sagt er. »Wahrscheinlich wirst du nicht Don Gaspare d'Aversa heiraten.«

»Aber wir sind verlobt! Was wird er sagen, wenn er es erfährt?«

»Er wird Zeter und Mordio schreien. Man hört ihn bereits Luft holen. Aber er wird sich damit abfinden.«

»Also doch Mailand oder Neapel?«

»Wir verhandeln, es ist alles noch in der Schwebe.« Er blickt lächelnd zu der Marienstatue hinüber. »Vielleicht kann uns ja die heilige Gottesmutter bei der Entscheidung helfen.«

»Ich bin nicht dazu gekommen, ausführlich mit ihr zu sprechen. Aber ... aber ich weiß, wie man es anstellen muss, um zu erfahren, welcher der Richtige ist.« Sie ist

ganz aufgeregt. Seit er Vater aller Christen ist, hat er weniger Zeit, ganz ihrer zu sein. Und sie genießt die Freuden gegenseitiger Bewunderung nicht weniger als er.

»Und was schlägst du vor?«

»Man nimmt eine Schüssel voll Wasser und zieht mit Wachs oder mit Ruß von Kerzen einen Kreis darum herum.« Ihre Augen glänzen. »Und dann sagt man einen Spruch und rührt das Wasser mit einem Kochlöffel um, und wenn es wieder ruhig und glatt ist, schaut man hinein.« Sie legt eine kurze theatralische Pause ein. »Und dann sieht man das Gesicht seines künftigen Ehemannes.«

Er ermahnt sich, ernst zu bleiben. »Ich finde es nicht klug, wenn die Tochter eines Papstes den Teufel beschwört, um die Zukunft zu erfahren.«

»Ach, Papa, das ist doch keine Teufelsbeschwörung. Die Worte, die man spricht, sind gut und fromm.«

»Trotzdem, solche abergläubischen Zeremonien sind verboten. Wer hat dir das beigebracht?«

»Ich ... äh, niemand«, sagt sie leise. »Ich meine, es ist doch nur ein Spiel.«

»Ich glaube nicht, dass die Mutter Oberin von San Sisto solche Spiele gutheißen würde.«

»Aber ich habe es im Konvent gelernt. Die Mädchen dort machen das andauernd.« Jetzt drückt sie seinen Arm. »Natürlich wusste die Mutter Oberin nichts davon. Ach, du hast ja keine Ahnung, wie langweilig einem ist,

wenn man immerzu nur beten muss und keine Unterhaltung hat.«

Geisterbeschwörungen hinter Klostermauern! Wenn er nicht bereits alle Hände voll damit zu tun hätte, den Giftschlangen, die überall lauern, die Zähne zu ziehen, wäre es gewiss eine lohnende Aufgabe, sich um das klösterliche Leben zu kümmern. Aber das kann warten. Er blickt wieder in ihre rastlosen Augen. Liebesorakel! Der Babyspeck täuscht nicht, sie ist eben noch ein kleines Mädchen. Noch viel zu jung für die Ehe. Man wird eine Klausel in den Vertrag schreiben, dass der Vollzug der Ehe aufgeschoben werden muss.

Aber der Ehemann wird kein Spanier sein, so viel ist sicher. Enttäuscht sie das?

Sie denkt über die Frage nach. »Ich habe mir immer vorgestellt, ich würde einmal dort leben. Ihr habt uns so viel von Spanien erzählt, du und Tante Adriana: von Valencia, und dass das Meer dort glitzert wie Diamanten, und von der Brise, die durch die Stadt weht, und den Kirchen und Palästen und dass die Menschen dort so ... so feurig sind und freundlich und edel. Aber jetzt will ich lieber hier bleiben. Wir sind eine der mächtigsten Familien Italiens. Jeder von uns muss zu ihrem Ruhm und Wohlergehen seinen Teil beitragen, und durch Heirat kann man starke Bande knüpfen.« Sie sagt es, als hätte sie es gelernt wie die Lehrsätze des Katechismus.

»Bravo. Du sprichst wie eine echte Borgia. Mach dir jetzt weiter keine Sorgen. Sobald die Entscheidung gefallen ist, wirst du es erfahren.«

Sie steht auf. »Um eines möchte ich dich bitten, Papa.« Alles, was du willst, denkt er.

»Ich möchte keinen ganz alten Ehemann. Juan sagt, die sabbern und können das Wasser nicht mehr halten.«

»Tatsächlich? Das sagt er?« Er starrt sie an.

»Oh, er meint natürlich nicht dich.«

»Nein.«

»Und dann ist da noch etwas ...«

Er seufzt übertrieben, als müsste er bereits jetzt eine übergroße Last auf seinen Schultern tragen. Beide lächeln.

»Hol Cesare bald nach Hause. Er sehnt sich nach Rom. Er schreibt nichts davon in seinen Briefen, aber ich kann es spüren.«

»Er wird rechtzeitig zu deiner Hochzeit hier sein, das verspreche ich dir.«

© Insel Verlag, Umschlagfotos: Elisabeth Ansley/Trevillion Images; Jill Battaglia/Trevillion Images; George Clerk/Getty Images
Autorenfoto: Charlie Hopkinson. 7/2014 (978-3-458-91606-2)
www.insel-verlag.de

Sarah Dunant, 1950 in London geboren, studierte Geschichtswissenschaft. Die Journalistin, Radiomoderatorin und Kolumnistin veröffentlichte bereits mehrere Romane. Sie hat zwei Kinder und lebt in London und Florenz.

www.sarahdunant.com

Roman. Ü: Peter Knecht
it 4333. 656 Seiten
€ 14,99 (D)/€ 15,50 (A)
Fr. 21.90 (978-3-458-36033-9)
10. September 2014
Auch als eBook erhältlich

»Je mehr Skandale, desto besser.
Man soll uns fürchten.«

Ein Papst, der die Frauen zu sehr liebt.
Seine Söhne, die um die Macht ringen.
Und seine Tochter, die weiß, was ihre
Schönheit und ihre Herkunft wert sind …

»Sarah Dunant wandelt auf den Spuren
von Hilary Mantel.« *The New York Times*

» Sarah Dunant ist eine
meisterliche Geschichtenerzählerin:
Sie haucht den Borgia Leben ein.«
Eva Stachniak, Autorin von
›Der Winterpalast‹ und ›Die Zarin der Nacht‹

Buchtrailer